

Rina Kent

Black Thorns
(Band 2)

Übersetzt von Alexandra Gentara

SEINE DUNKELHEIT GEHÖRT MIR

BLACK



THORNS

NEW YORK TIMES UND SPIEGEL BESTSELLERAUTORIN

RINA KENT

DARK ROMANCE
VAJONA

Auf eine tiefe, unverfälschte Liebe, die sich an keine Regeln hält.

Playlist

You Broke Me First – Conor Maynard
The Man Who Can't Be Moved – The Script
Still Loving You – Scorpions
Stuck – Villain of the Story
Verfall – Villain of the Story
Someone You Loved – Our Last Night
Falling Apart – Michael Schulte
Into The Fire – Asking Alexandria
Bones – Galantis & OneRepublic
Let Me Be Sad – I Prevail
The Dark of You – Breaking Benjamin
Scary Love – The Neighbourhood
Up in the Air – Thirty Seconds to Mars
Bright Lights – Thirty Seconds to Mars
Why Did You Run? – Judah & the Lion
Fake Smile – Thousand Below

Die vollständige Playlist findet ihr auf [Spotify](#).

Anmerkung der Autorin

Hallo lieber Lesefreund, liebe Lesefreundin,

falls ihr noch keins meiner Bücher gelesen habt, wisst ihr es vielleicht noch nicht, aber ich schreibe eher düstere Geschichten, die verstörend und beunruhigend sein können. Meine Bücher und Hauptfiguren sind nichts für schwache Nerven.

Dieses Buch behandelt unter anderem das Thema von einvernehmlicher Nichteinvernehmlichkeit (CNC). Ich vertraue darauf, dass ihr eure Trigger kennt, bevor ihr weiterlest.

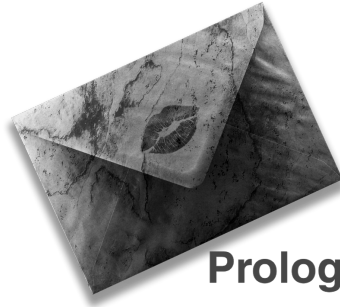
»*Black Thorns*« ist der zweite Band einer Dilogie und kein Einzelband.

Thorns-Duett:

#1 Red Thorns

#2 Black Thorns

Meldet euch für Rina Kents Newsletter an, um Neuigkeiten zu kommenden Veröffentlichungen und ein exklusives Geschenk zu erhalten.



Prolog

Sebastian

Sechs Jahre alt

Die Schwachen sind Fleisch. Die Starken fressen.

Mom hat ein Bild gekauft, auf dem in fett gedruckten Kanji-Zeichen dieser Spruch steht.

Ich glaube aber nicht, dass sie wirklich versteht, was die Worte bedeuten. Wahrscheinlich fand sie es einfach nur hübsch und gut zur Einrichtung passend und hat es deshalb gekauft.

So ist Mommy eben. Erst findet sie etwas total toll, und dann hasst sie es genauso schnell wieder. Sie kann auch nicht besonders gut Japanisch, aber Daddy möchte nicht, dass ich das vor ihr sage.

Mein Daddy ist ein Superheld, und Superhelden gefällt es nicht, wenn andere sich schlecht fühlen.

Aber wie alle Superhelden ist auch er ständig beschäftigt. Mommy und Daddy arbeiten beide ganz viel, damit ich immer genug zu essen habe und zusammen mit meinen Freunden lernen kann.

Obwohl, eigentlich habe ich gar keine Freunde. Sie nennen mich immer »Blondie« mit einem komischen englischen Akzent, weil ich so helles Haar und grüne Augen habe. Wie ein »Freak«.

Ich habe Daddy mal gefragt, warum ich keine asiatischen Augen und schwarzen Haare habe wie alle anderen, und er hat

gesagt, das liegt daran, weil ich Amerikaner bin und kein Japaner. Aber ich bin doch in Tokio geboren, und trotzdem bin ich kein Asiate?

Das ist doof. Ich will so aussehen wie alle anderen, damit sich niemand mehr lustig über mich macht.

Oder mich ignoriert.

Mommy sagt, sobald sie genug Geld haben, schicken sie mich auf eine internationale Schule, wo es noch andere Ausländer wie mich gibt. Aber eigentlich will ich einfach nur Spaß mit den Kindern in meiner Klasse haben.

Die mich gerade ganz komisch anschauen, weil Mommy mich heute mitten am Tag abholt.

Normalerweise werde ich immer als Letzter abgeholt. Aber heute verlasse ich die Schule früher als die anderen.

Meine hübsche Lehrerin, Satomi *Sensei*, nimmt meine kleine Hand. Sie hat kurze Haare und ein sanftes Lächeln, wie die Engel aus meinen Gutenachtgeschichten.

Sensei führt mich zur Tür, und alle tuscheln über »Blondie«, der heute schwänzt.

Dabei schwänze ich gar nicht.

»Seid jetzt alle mal still«, sagt *Sensei*, wirft ihnen einen Schulterblick zu und spricht auf Japanisch weiter. »Sebastian-kun trifft sich jetzt mit seiner Mutter. Okay?«

»Okay!«, rufen alle im Chor.

»Mach dir keine Gedanken wegen der anderen.« Sie lächelt mich an.

»Okay«, murmle ich auf Japanisch und starre auf meine Füße.

Da ich sowohl Englisch als auch Japanisch spreche, dauert es manchmal länger, bis ich weiß, was ich sagen soll, deshalb schweige ich einfach.

Sensei führt mich durch die Tür des Klassenzimmers. Meine Mom läuft im Flur auf und ab.

»Ist alles in Ordnung, Mrs. Weaver?«, fragt *Sensei*.

Mommy bleibt stehen und lächelt. »Alles bestens. Wir ver-

missen Sebastian nur sehr und wollen gemeinsam zu Mittag essen.«

Ihr goldblondes Haar fällt ihr über den Rücken und zieht wie immer alle Blicke auf sich. Ihr Haar und ihr Name, Julia.

Sie zieht mich von Senseis Seite weg und nimmt mit feuchten Fingern meine Hand.

Ich komme nicht mehr dazu, Sensei zu winken, während wir durch den Flur hasten. Mommys Absätze machen ganz schön viel Lärm im leeren Flur. Sie verbeugt sich kurz vor dem Schulleiter und einem der Lehrer, und ich tue es ihr gleich.

Sobald wir außer Sichtweite sind, verschwindet ihr Lächeln und ihre Unterlippe zittert. Sie sieht aus wie eine Figur aus einem Anime, kurz bevor sie weint. Wie Gon aus *Hunter x Hunter*, als er seinen Vater nicht finden konnte.

»Ich habe noch Unterricht, Mommy«, sage ich auf Englisch.

Sie mag es nicht, wenn ich zu Hause Japanisch spreche, obwohl Daddy nichts dagegen hat.

»Heute nicht mehr, mein Schatz.« Sie wuschelt mir durch die Haare, aber ihre Finger sind ganz steif und es tut ein bisschen weh.

»Aber Sensei mag es nicht, wenn wir früher gehen.«

»Diesmal wird sie dir verzeihen.« Sie führt mich zum Rücksitz unseres Autos.

Meine Augen leuchten auf, als ich sehe, wer auf dem Fahrersitz sitzt. »Daddy!«

»Hey, Champ.« Er dreht sich um und grinst mich an.

Mein Daddy, Nicholas Weaver, ist mein bester Freund. Als ich ihm erzählt habe, dass ich in der Schule gar keine Freunde habe, sagte er, er würde mein bester Kumpel sein, bis ich einen anderen finde. Aber er wird für immer den ersten Platz einnehmen.

Er streckt mir die Faust entgegen, und ich werfe meine gelbe Tasche zur Seite, damit ich meine dagegen stoßen kann, und kichere, während Mom an meinem Sicherheitsgurt herumfummelt.

Erst da fällt mir auf, dass etwas neben mir liegt.

Ein Gemälde.

Das Bild mit den fetten Kanji-Zeichen, das eigentlich in unserem Wohnzimmer hängen sollte.

Ich neige den Kopf zur Seite und lese noch einmal laut auf Japanisch: »Die ... Schwachen ... s-sind ... Fleisch. Die S-starken ... fressen.«

»Sehr gut!«, ruft Daddy vom Vordersitz. »Dein Kanji wird immer besser, Bastian.«

»Ich bin der Zweitbeste in meiner Klasse!«

»Das ist mein Junge.« Er grinst, aber es wirkt irgendwie gezwungen, genau wie Mommys Streicheln über meinen Kopf vorhin.

Nachdem sie sich vergewissert hat, dass ich fest angeschnallt bin, steigt sie vorne ein und Daddy fährt von meiner Schule weg.

»Warum ist das Bild hier?« Ich runzle die Stirn.

»Es ist ein Familienerbstück, Bastian.« Mom schaut in den Seitenspiegel und wirkt abgelenkt. »Deshalb musste es mitkommen.«

»Aber es sollte nicht im Auto sein.«

»Es wird genau dort sein, wo wir es haben wollen. Okay, mein Schatz?«

»Okay. Wo fahren wir denn hin?«

»Zu einem neuen Zuhause.« Dad lächelt mich durch den Rückspiegel an.

»Aber ich will nicht in ein neues Zuhause. Ich will bei Sensei bleiben!«

»Sei nicht so ein ungezogener Lümmel, Sebastian!«, schnauzt Mom ungeduldig.

»Ich bin kein Lümmel!«, rufe ich schmollend.

»Nein, das bist du nicht.« Daddy wirft ihr einen Blick zu und grinst mich dann an. »Du bist unser braver Junge.«

»Aber Mommy hat mich gerade Lümmel genannt!«

»Das hat sie nicht so gemeint. Stimmt's, Julia?«

Mom seufzt, dreht sich dann um und reicht mir einen geöffneten Saftkarton. »Du bist kein Lümmel, mein Schatz. Es tut mir leid.«

»Schon gut, Mommy.« Ich schnappe mir den Saft und schlürfe daran, während ich mit den Beinen baumle und gegen Mommys Sitz trete.

»An dem Ort, wo wir hinfahren, wirst du ganz viele Freunde haben, Champ.«

Ich verschlucke mich fast an meinem Saft, meine Augen werden riesig. »Wiiiiirklich?«

»Ja, wirklich. Es wird ein richtiger Neuanfang für uns alle. Wie findest du das?«

»Okay!« Ich hüpfte in meinem Sitz auf und ab.

Mom legt Anime-Soundtracks auf und ich singe laut mit, während ich meinen Saft trinke.

Manchmal singt Daddy auch mit und ich muss kichern, weil sein Japanisch so lustig klingt. Moms auch. Ich glaube, das liegt daran, weil sie beide aus Amerika kommen und erst später Japanisch gelernt haben, im Gegensatz zu mir.

Amerika kenne ich gar nicht. Daddy hat gesagt, das muss ich auch nicht, weil wir niemals dorthin reisen werden.

Wir fahren ganz schön lange, an vielen Menschen und hohen Gebäuden vorbei, die wie Gespenster aussehen. Nach einer Weile habe ich keine Lust mehr zu singen.

Ich glaube, dann bin ich wohl eingeschlafen, denn als ich wieder aufwache, unterhalten sich Mommy und Daddy ganz leise. Wie immer, wenn sie nicht wollen, dass ich »Erwachsenensachen« mitbekomme.

Aber so klein bin ich gar nicht mehr. Ich bin schon ein großer Junge und will die Erwachsenensachen auch wissen.

Also spähe ich durch meine halb geschlossenen Augen und tue so, als würde ich noch schlafen.

Mom dreht sich auf ihrem Sitz zu Daddy, der sich auf die Straße konzentriert. Schweißperlen bedecken ihre Stirn und den

Ansatz ihrer gesträhten blonden Locken. Wenn ihr der Schweiß jetzt ins Haar läuft, sagt sie nachher bestimmt wieder, sie hätte einen »Bad Hair Day«.

Mit zitterigen Fingern fährt sie sich immer wieder durch die Strähnen. »Vielleicht solltest du deinen Vater anrufen, Nick.«

Daddy umklammert das Lenkrad fester. »Für meine Eltern bin ich tot. Ich kann sie nicht einfach so anrufen.«

»Aber es geht um Leben und Tod. Sie werden ihrem Erstgeborenen doch sicher helfen.«

»Du warst selbst dabei, als sie gesagt haben, sie würden höchstens noch zu meiner Beerdigung kommen. Daher würde es mich auch nicht wundern, wenn sie jetzt sogar daran beteiligt wären, den gesamten Prozess zu beschleunigen.«

»Das würden sie nicht tun! Du bist ihr Sohn.«

»Ein Sohn, der sich nicht nur geweigert hat, das politische Erbe seines Vaters anzutreten, sondern der auch eine Bürgerliche geheiratet hat, die nicht zum Image der Weavers passt. Glaub mir, ich bin nicht mehr ihr Sohn.«

Tränen glänzen in Moms Augen. »Dann ist es also meine Schuld?«

»Nein.« Daddy nimmt ihre Hand und drückt ihr einen Kuss auf den Handrücken, ohne die Straße aus den Augen zu lassen. »Ich würde dich hundertmal diesen Schicksen vorziehen, mit denen Mom mich ständig verkuppeln wollte. Das, was wir beide haben, ist echt, und ich bin sehr glücklich darüber, dich zu haben.«

Sie schnieft. »Ich bin auch glücklich mit dir, Nick. Ich weiß nicht, wie ich dieses ganze Elend ohne dich überstehen sollte.«

»Wir schaffen das schon.«

»Niemand, der sie bestiehlt, kommt damit durch«, wimmert sie. »Sie werden uns finden und Sebastian etwas antun ... Was, wenn sie uns unser Baby wegnehmen und ... und ...«

»Hey ... wir sind hier. Niemand wird ihm oder uns etwas antun.«

»Aber was, wenn doch? Ich wünschte, ich hätte es nicht getan.«

»Es hat keinen Sinn, über etwas nachzudenken, das man nicht mehr ändern kann, mein Schatz.«

»Ich ... ich weiß nicht, was zur Hölle mit mir los war, als ich es einfach mitgenommen habe ... Ich wollte einfach ... Ich wollte nur helfen, unsere Schulden abzubezahlen. Wir haben so hart dafür gearbeitet, um über die Runden zu kommen, und ... und Sebastian muss doch auf eine internationale Schule gehen, und ... ich habe dummerweise gedacht, dass ein fehlender Gegenstand unter zwanzig anderen niemandem auffällt.«

Daddy drückt ihre Hand fester. »Wir schaffen das schon. Wir haben uns und unseren Jungen. Mehr brauchen wir doch nicht, nicht wahr?«

»Das stimmt.« Sie lächelt ein wenig unter Tränen, und ich möchte auch lächeln. Ich liebe es, wenn Mommy wieder glücklich ist, nachdem sie geweint hat. Das bedeutet, dass es ihr bald wieder gut geht und sie Daddy und mich verwöhnt.

Sie beugt sich vor und küsst Daddy auf den Mund. »Ich liebe dich, Nick.«

»Ich liebe dich auch, Julia.«

Ich will die Augen öffnen und ihnen sagen, dass ich sie auch liebe, auch wenn ich das meiste von dem, was sie gesagt haben, gar nicht verstanden habe.

Es ist in Ordnung, dass ich meine hübsche Lehrerin nicht mehr sehen kann. Dann suche ich mir eben eine andere. Hauptsache, ich bin mit meinen Eltern zusammen und habe irgendwann Freunde.

Doch bevor ich auch nur irgendetwas sagen kann, dringt plötzlich ein lautes Quietschen von Reifen an meine Ohren. Das Letzte, was ich sehe, ist ein riesiger Lkw.

Krach!

Es gibt einen Aufprall, Mom schreit und Dad flucht, und dann ist da auf einmal ... nichts mehr.

Zumindest denke ich für eine Weile, dass da nichts mehr ist.

Doch dann dringt auf einmal die Umgebung wieder an meine Ohren, und es tut weh. Da ist ein lang gezogenes Piepen, das ich nicht loswerde.

Eine Mischung aus allen möglichen Geräuschen bricht überall um mich herum hervor. Sirenen. Schreie. Fremde, die reden.

Wimmern. Ich glaube, das kam von mir.

Mommy ...?

Daddy ...?

Wo seid ihr?

Ich will sie suchen oder wenigstens ihre Stimmen hören, aber zwischen den ganzen redenden Fremden höre ich sie nicht. Sie sind einfach nicht da.

Warum finde ich sie nicht?

Und warum ist alles ganz schwarz?

Erst da bemerke ich, dass meine Augen geschlossen sind, und als ich versuche, sie zu öffnen, geht es nicht. Auch mein Körper bewegt sich nicht.

Ich höre nur Geräusche, Stimmen, die aus allen Richtungen auf mich zukommen, aber keine davon gehört meinen Eltern.

Ich habe Angst.

Mommy, Daddy. Ich habe Angst!

Ich strenge mich ganz doll an und meine Augen flackern ein wenig auf, nur ein kleines bisschen. Jemand fragt mich auf Japanisch, ob ich ihn hören kann, und der Schatten einer Person fällt auf mich.

Ein weiterer Schatten streckt eine schwarze Hand aus und nimmt das Gemälde neben mir an sich. Ich möchte schreien: »Nicht, das gehört uns! Es gehört meiner Mommy!«

Aber ich kann nicht sprechen. Und mich nicht bewegen.

Das Letzte, was ich sehe, bevor die Welt um mich herum wieder ganz schwarz wird, wird mir für immer im Gedächtnis bleiben.

Die Schwachen sind Fleisch. Die Starken fressen.



1

Akira

Liebe Yuki-Onna,

mir ist klar geworden, dass unsere Beziehung toxisch ist.

Ja, ich weiß. Das hätte mir in den drei Jahren, seit wir uns kennen, schon längst auffallen müssen, aber wie sagt man so schön: Man merkt erst, dass man in einer toxischen Beziehung gesteckt hat, wenn sie vorbei ist.

Geht es hierbei etwa darum? Um das Ende?

Das gefällt mir nicht. Tatsächlich hasse ich es so sehr, dass ich darüber nachdenke, wie ich das Toxische noch ein bisschen steigern könnte, nur um dich bei mir zu behalten.

Und dann kam mir diese Idee. Besser gesagt, sie schlug wie ein Blitz in meinen Kopf ein, als ich neulich in den stinklangweiligen Himmel starrte.

Es war ein Moment der Erlösung, und ich schwöre, ich konnte beinahe sehen, wie die Engel vom Himmel herabkamen und mir ihre Gnade anboten.

Scherz. Es waren ausschließlich Dämonen anwesend,

und die saßen alle neben mir, als mir dieser Gedanke kam.

Weißt du noch, als ich dir in meinem ersten Brief geschrieben habe, dass du dich niemals in mich verlieben sollst? Ich sagte nur, dass es sehr tragisch wäre, aber ich habe nicht erwähnt, dass ich dir dein verdammtes Herz brechen werde.

So sehr, dass es keine Scherben mehr aufzusammeln gibt und du dein Leben nicht einfach so weiterleben kannst.

Ich werde deine Mauern so durchbrechen, dass du mich nie wieder aus dir herausbekommen wirst, egal wie sehr du es versuchst.

Ich werde mit deinen Gefühlen spielen, bis du dir wünschst, niemals welche empfunden zu haben.

Ich werde dein Leben so eindringlich beherrschen, dass du darüber nachdenken wirst, es zu beenden.

Denn genau das ist die Wirkung von etwas Toxischem, meine liebe Yuki-Onna. Es zerstört, und zwar so gnadenlos, dass weder von dir noch von mir etwas übrig bleiben wird.

Trotzdem hast du dich in mich verliebt, nicht wahr?

Trotz meiner Warnungen, trotz all der Zeichen, die ich dir geschickt habe, musstest du dich über deinen Verstand hinwegsetzen und mich als etwas anderes betrachten als nur deinen gesichtslosen, nerdigen Brieffreund aus Japan.

Dir ist doch hoffentlich klar, dass das ein Fehler war, oder? Besser gesagt: dein Untergang.

Denn jetzt, wo ich deine größte Schwäche kenne – und

die bin ich –, werde ich nicht aufhören, bis du mir zu Füßen liegst und mich anflehst. Keine Ahnung, um was, aber mir genügt es, wenn du vor mir kniest und mich anbettelst.

Dir reicht das natürlich nicht.

Nun ja, ich versetze mich eigentlich nicht gern in die Lage anderer Menschen. Aber ich an deiner Stelle würde mich lieber sehr gut verstecken.

Die Sache ist allerdings die:

Du stehst ja drauf, gejagt zu werden, und vielleicht habe ich inzwischen auch Geschmack an solchen Perversionen gefunden. Siehst du? Jetzt hast du mich ebenfalls verdorben, und genau deshalb sind wir so toxisch füreinander. Lauf ruhig weg, Naomi. Versteck dich vor mir.

Wenn ich du wäre, würde ich auch ständig unter meinem Bett nachsehen und über meine Schulter schauen.

Und über jeden Schatten, der in deinem Augenwinkel vorbeihuscht, zweimal nachdenken.

Ich wäre permanent auf der Hut.

Denn in dem Moment, in dem du deine Wachsamkeit aufgibst, wird alles enden.

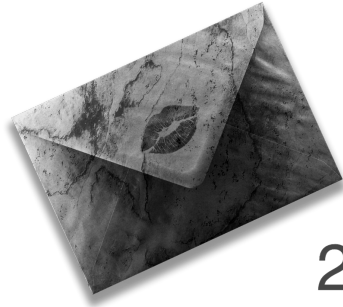
Du wirst enden, meine geisterhafte Yuki-Onna.

Bis es soweit ist, versuch einfach, ein gutes Leben zu führen.

Glaub mir, du wirst jeden einzelnen Augenblick davon auskosten müssen.

Toxische Liebe,

Akira



2

Naomi

Gegenwart

Tropf.

Tropf.

Tropf.

Habe ich vergessen, den Wasserhahn zuzudrehen? Oder kommt das von draußen?

Ich öffne den Mund, um nach Mom zu rufen, aber es kommt kein Ton heraus.

Das Tropfen geht weiter, wird lauter und immer lauter und wiederholt sich so permanent, dass es mir auf die Nerven geht.

Tropf ... tropf, tropf ... tropf.

Tropf!

Stöhnend öffne ich langsam die Augen.

Ich bin nicht in meinem Zimmer.

Und auch nicht zu Hause.

Oder an irgendeinem anderen Ort, den ich kenne.

Dunkelgraue Betonwände umgeben mich von allen Seiten. Sogar der Boden, auf dem ich liege, ist dunkelgrau und hart.

In meinem Kopf herrscht ein gewaltiges Durcheinander, während ich langsam meine Umgebung betrachte. Ich befinde mich in einem leeren Raum, Möbel sind weit und breit keine zu sehen.

Auch keine Fenster, das einzige Licht kommt von einer alten gelben Glühbirne, die in der Mitte an der Decke hängt.

Langsam lasse ich den Blick von links nach rechts schweifen. Da ist eine Tür, genauso grau wie die Wände, aber offenbar aus Metall.

In der Ecke steht eine gelbliche Toilette, und es würde mich schockieren, wenn sie überhaupt funktionieren würde.

Das Tropfen kommt von einem kleinen Wasserhahn in der Wand, der nicht richtig zuge dreht ist.

Wo zur Hölle bin ich, und warum sieht es hier aus wie in einem Gefängnis?

Als ich versuche, mich aufzusetzen, zucke ich zusammen, weil ein stechender Schmerz in meinem Nacken explodiert. Ich berühre ihn und erstarre. Meine Finger stoßen auf etwas, das sich wie ein Einstich anfühlt.

Dann schießen plötzlich alle Ereignisse von vorhin durch den Nebel in meinem Kopf.

Die dunklen Gestalten. Die Verfolgungsjagd. Der Schuss.

Sebastian.

Ich schnappe nach Luft, mein verzweifelter Blick sucht den Raum ab. Sebastian wurde erschossen. Direkt vor meinen Augen, und als ich nach vorn stürzte, stach mir jemand eine Spritze in den Nacken.

Dann wurde alles um mich herum schwarz. Das Nächste, woran ich mich erinnere, ist dieser Raum, in dem ich aufgewacht bin.

Ich stutze, als mein Blick auf eine dunkle Gestalt fällt, die rechts von mir in einer Ecke kauert.

Zuerst halte ich es für etwas Gruseliges, doch dann erkenne ich die Muskelmasse und die dunkelblonden Strähnen.

»Sebastian!«, rufe ich heiser.

Ich versuche erneut, aufzustehen, aber meine Beine verweigern mir den Dienst. Auf allen vieren krieche ich auf ihn zu und ignoriere den Druck und das Unbehagen in meinen Knien.

Direkt neben ihm bleibe ich stehen. Er liegt auf der Seite, mit dem Gesicht nach unten. Einige Strähnen bedecken seine Stirn. Ich greife an seine Schulter und halte inne, als ihm ein leises, kehliges Geräusch entweicht.

Etwas Nasses und Kaltes berührt mein Knie und ich zucke zusammen. Dann schaue ich nach unten.

Dunkelrot.

Blut.

Sehr viel Blut.

Es bildet bereits eine klebrige Lache auf dem Boden unter seiner Schulter.

O mein Gott.

Ich wünschte, der Schuss auf ihn wäre nur ein Produkt meiner überbordenden Fantasie gewesen und nicht wirklich passiert. Dass ich mir all das vielleicht nur ausgedacht hätte, weil mir jemand diese Spritze verpasst hat.

Doch der Beweis dafür, dass alles real war, liegt unmittelbar vor mir.

Das Blut fließt in einem steten Strom aus ihm heraus.

Meine Lippen zittern und mein Herz hämmert mir bis in die Kehle.

»Sebastian!« Sanft rüttle ich an seiner unverletzten Schulter, um seine Verletzung nicht zu verschlimmern.

Er rührt sich nicht. Mein rasender Puls dröhnt mir in den Ohren, im Einklang mit den schlimmsten Szenarien, die mir durch den Kopf gehen.

Was, wenn er jetzt stirbt?

Was, wenn er nie wieder aufwacht?

»Sebastian ...« Meine brüchige Stimme echot um uns herum, während ich vorsichtig seine Wange berühre und ihn zu mir drehe. Sein Haar fällt ihm aus der Stirn und ich erhasche einen Blick auf sein überirdisch schönes Gesicht. Das Gesicht, das zu einer solchen Konstante in meinen Träumen geworden ist.

Seine Haut ist blass, was seine Gesichtszüge etwas weniger

markant wirken lässt, und seine Lippen sind spröde und leicht blau angelaufen.

Das ist nicht gut. Langsam drehe ich ihn weiter um, und erst da sehe ich zum ersten Mal die Verletzung an seiner Schulter.

Die Kugel hat seine Black-Devils-Jacke durchschlagen und ein Loch in seiner Haut hinterlassen. Blut tränkt den weißen Ärmel, färbt ihn rot, die eigentlich schwarzen Streifen sehen jetzt dunkelbraun aus.

Ein Teil des Blutes ist bereits geronnen, aber aus der Wunde sickert weiteres Blut, in einem langsamen, aber tödlichen Tempo.

Scheiße. Scheiße!

Wenn er schon länger so blutet, wird das hier schnell lebensbedrohlich für ihn.

»Sebastian ...« Sanft streichle ich seine Wangen. »Mach die Augen auf. Du musst aufwachen ... bitte ...«

Endlich regt er sich, reagiert aber nicht.

Tränen sammeln sich an meinen Lidern, aber ich lasse sie nicht fließen. Scharf ziehe ich Luft ein und atme den Gestank von Blut und die Schwüle dieses Ortes ein, doch da ist auch ein Hauch von Bergamotte und Amber.

Von Sebastian.

Ich nutze ihn als Halt, greife nach seinem gesunden Arm und drücke ihn damit auf den Rücken.

Er stöhnt und ich zögere, bevor ich ihn loslasse. Ich muss die Blutung stoppen, sonst verblutet er.

Mein Blick schweift zur Seite, auf der Suche nach irgendetwas, das ich verwenden kann, und als ich nichts finde, ziehe ich mir das T-Shirt über den Kopf und presse es gegen seine Wunde.

Ein leiser Laut entweicht seiner Kehle, seine Lippen verziehen sich vor Schmerz. Schweiß sammelt sich zwischen seinen dichten Augenbrauen und an seiner Schläfe.

Ich beiße mir auf die Lippe und drücke weiter.

Die kalte Luft durchdringt mich und bereitet mir eine Gänsehaut, aber ich ignoriere es und erhöhe den Druck.

»Sebastian ... bitte ... bitte mach die Augen auf.«

Verdammt noch mal.

Er braucht definitiv ärztliche Hilfe, nicht nur ein T-Shirt und ein wenig Druck. Was, wenn die Verletzung ihn umbringt? Was, wenn ich ihn ... verliere?

Bei dem Gedanken schüttle ich den Kopf, halte den Stoff mit einer Hand fest und taste mit der anderen in der Tasche meiner Shorts. Wie erwartet ist mein Handy weg. Ich durchsuche Sebastians Hose, aber auch seines fehlt.

Das sollte mich nicht überraschen, denn wer auch immer uns hierhergebracht hat, hat uns natürlich die Handys weggenommen.

Ich konzentriere mich wieder auf das T-Shirt. Es ist zum Teil durchnässt, aber die Blutung scheint gestillt zu sein.

Ein erleichterter Seufzer entweicht mir.

Doch selbst mir ist klar, dass dies nur vorübergehend hilft. Er braucht professionelle Hilfe, und zwar schnell.

Er stöhnt und hinter seinen Lidern regt sich etwas, bevor sie sich langsam öffnen. Noch nie war ich so glücklich darüber, in seine tropischen hellgrünen Augen zu sehen.

Sie wirken etwas unfokussiert, matt, als wäre er nicht ganz bei sich.

Aber er ist da. Er ist nicht weg. Er ist hier bei mir!

»Sebastian! Hörst du mich?«

Er sieht mich an, langsam, zögerlich. Beinahe so, als sähe er mich zum ersten Mal.

Und ich bemerke genau den Moment, in dem er mich erkennt. Seine Pupillen weiten sich, und ein Feuer schießt durch seine Gesichtszüge.

»Nao?«, krächzt er. Seine Stimme klingt heiser und rau, als würde ihn das Sprechen jegliche Energie kosten.

Vor Erleichterung breche ich fast zusammen und platze heraus: »Ja, ich bin es.«

»Was ist passiert ...?« Er versucht, sich aufzurichten, fällt aber stöhnend wieder auf den Rücken.

Sanft, aber bestimmt lege ich eine Hand auf seine Brust, damit er liegen bleibt. »Nicht bewegen. Du wurdest angeschossen, und es hat gerade erst aufgehört zu bluten.«

»Fuck«, brummt er, seine Stimme klingt deutlich tiefer als sonst.

Alles ist anders. Sein Gesicht. Seine Schwäche. Dieser ganze verdammte Ort.

Sebastian blickt auf seine Wunde, die ich mit meinem T-Shirt bedecke, dann wieder zu mir. Sein forschender Blick mustert mich von Kopf bis Fuß, als würde er meinen Körper gerade neu kennenlernen, doch dann sieht er plötzlich verzweifelt aus.

»Geht es dir gut? Bist du verletzt?«

Keine Ahnung, ob es an seinem besorgten Tonfall liegt oder daran, dass er gerade an mein Wohlergehen denkt, anstatt nach seiner eigenen Verletzung zu fragen. Vielleicht ist es beides zusammen, aber jetzt kann ich die Tränen nicht mehr zurückhalten, und sie laufen mir über beide Wangen.

»Baby ...« Sebastian runzelt die Stirn. »Bist du verletzt?«

»Nein, du bist derjenige, der angeschossen wurde und fast verblutet wäre. Warum zur Hölle machst du dir jetzt Sorgen um mich?«

»Natürlich tue ich das. Du bist wie immer das Erste, woran ich denke. Ich muss doch beschützen, was mir gehört, Baby.«

Ich möchte ihm sagen, dass ich nicht ihm gehöre und dass es zwischen uns vorbei ist wegen dieser dämlichen Wette, die er mit Reina eingegangen ist. Ich will mit ihm streiten und mich mit ihm anlegen, weil er dachte, es wäre eine gute Idee, bei so einer dämlichen Herausforderung mitzumachen. Für die er mit mir vögeln musste, nur um die Königin des Campus und seine Football-Kumpels zu beeindrucken.

Ich will ihn anschreien wegen der Demütigung, die ich empfunden habe, als die Cheerleaderinnen, angeführt von dieser Schlampe Brianna, mich zur Lachnummer am gesamten College machten.

Aber im Moment ist das alles nicht wichtig.

Schließlich steht sein Leben auf dem Spiel.

»Wir müssen hier raus.«

»Wo sind wir?«, stößt er hervor, jedes Wort scheint ihm schwerzufallen.

»Keine Ahnung. Sieht aus wie eine Art Gefängnis.«

»Weißt du, wer dahinter steckt?«

»Ich ... ich glaube schon.«

Er wirft mir einen fragenden Blick zu und blinzelt mehrmals hintereinander, wahrscheinlich, um sich zu konzentrieren.

Ich befeuchte meine Lippen. »Der Mann, der auf dich geschossen hat, meinte: *Ich sagte doch, dass wir uns wiedersehen würden, Hitori-san*. Er hatte dieselbe Stimme wie einer der Männer, die Mom und mich vor kurzem besucht haben. Sein Name ist Ren, und ich glaube, er gehört zu den Leuten meines Dads.«

»Leute deines Dads?«

»Mom hat mich gewarnt, dass er gefährlich ist.«

»Was macht er genau?«

»Das weiß ich nicht, aber Ren steckt definitiv dahinter.«

Dann erfüllt plötzlich ein merkwürdiges statisches Rauschen den Raum und wir erstarren beide, als auf einmal eine sonore Stimme zu uns spricht.

»Ding, ding, ding. Die Antwort ist richtig. Also dann, lasset die Spiele beginnen.«